

Rede Stadtbild

Lieber Herr Merz,

ich schreibe Ihnen heute aus einer Perspektive, die Sie in Ihren Reden gern bemühen, aber selten wirklich hören: aus der Perspektive einer Tochter. Einer Bürgerin. Einer Frau, die sich im Stadtbild bewegt — Tag für Tag.

Sie haben vor Kurzem gesagt, wir hätten „ein Problem mit dem Stadtbild“ in Deutschland. Und dass man doch „einfach mal die eigenen Töchter fragen“ solle, wen Sie damit meinen. Dann würde man schon „eine klare Antwort“ bekommen.

Nun, ich bin eine dieser Töchter.
Und ich gebe Ihnen gern eine klare Antwort.
Nur eine, die Ihnen wahrscheinlich nicht gefallen wird.

Ich habe **keine Angst vor Ihrem Stadtbild.**
Ich habe **keine Angst vor Männern mit dunklen Haaren oder fremden Sprachen.**
Ich habe **keine Angst vor syrischen Männern, afghanischen Männern, irakischen Männern.**

Ich habe Angst vor **Männern.**

Vor Männern, die glauben, sie hätten ein Recht auf meinen Körper.
Vor Männern, die mich bewerten, belehren oder bedrohen — und zwar nicht wegen meiner Herkunft, sondern wegen meines Geschlechts.
Vor Männern, die das Problem nicht in Strukturen suchen, sondern in Stereotypen.

Ich habe **keine Angst vor fremden Stadtbildern.**
Ich habe Angst vor Bildern, die Macht erzeugen.
Vor dem Bild, das entsteht, **wenn Frauen zu Symbolen degradiert werden, statt als Stimmen gehört zu werden.**

Denn wissen Sie, Herr Merz:
Das Problem ist nicht der Pass.
Das Problem ist das Patriarchat.

Wenn Sie sagen, „die Töchter“ hätten eine klare Antwort, dann haben Sie recht.
Wir haben eine.
Nur nicht die, die Sie meinen.

Ich habe Angst vor dem Mann, der mir nachts auf der Straße viel zu nah folgt.
Ich habe Angst vor dem Mann, der Grenzen erst erkennt, wenn sie seine eigenen sind.
Ich habe Angst vor dem Mann, der Nein für eine Einladung hält statt für eine Antwort.
Ich habe Angst vor Männern, die Witze über Frauen machen und sie Humor nennen.
Ich habe Angst vor Männern, die „gute Erziehung“ predigen und Zuhause Türen knallen.
Ich habe Angst vor Männern, die meinen Erfolg für Glück halten und ihren für Leistung.
Ich habe Angst vor dem Mann, der meine Worte wiederholt — und dafür Applaus bekommt.
Ich habe Angst vor dem Mann, der mir erklärt, wovor ich Angst haben soll.

Wenn Sie wirklich hören wollen, was wir Töchter sagen, dann hören Sie bitte **ganz** zu — nicht nur das, was in Ihr politisches Narrativ passt.

Ich habe keine Angst, abends durch meine Stadt zu gehen, weil dort Menschen unterschiedlicher Herkunft leben.

Ich habe Angst, weil ich weiß, dass es immer Männer geben wird, die glauben, ihr Blick, ihre Bewertung, ihre Macht stünde über meiner Freiheit.

Ich habe keine Angst vor Migration.

Ich habe Angst vor Misogynie.

Vor der Vorstellung, dass Frauenrechte nur dann wichtig sind, wenn man sie gegen Geflüchtete instrumentalisieren kann — aber nicht, wenn Frauen selbst sprechen.

Ich habe keine Angst vor dem Wandel des Stadtbildes.

Ich habe Angst vor der politischen Rückwärtsbewegung, die Frauen wieder zu Objekten macht, zu Werkzeugen, zu rhetorischen Schutzschilden.

Wenn Sie wirklich ein Problem im Stadtbild sehen wollen, dann schauen Sie nicht auf die Männer, die anders aussehen.

Schauen Sie auf die Strukturen, die gleich geblieben sind.

Wir Töchter sind nicht Ihr Argument.

Wir sind Menschen mit Stimmen, Erfahrungen, Perspektiven.

Und viele von uns sind müde — sehr müde — von dieser selektiven Sorge, die nur dann auftaucht, wenn sie politisch passt.

Ich wünsche mir, dass Sie unsere Stimmen wirklich hören.

Ich wünsche mir, dass Frauen nicht länger zu rhetorischen Figuren degradiert werden.

Ich wünsche mir, dass wir endlich über Gewalt sprechen, wie sie ist: ein gesamtgesellschaftliches Problem.

Und ich wünsche mir ein Deutschland, in dem man nicht Angst haben muss — nicht vor Fremden, nicht vor Männern, nicht vor Politik, die spaltet statt schützt.

Sie wollen eine klare Antwort?

Hier ist sie:

Ich fühle mich nicht bedroht von einem veränderten Stadtbild.

Ich fühle mich bedroht von einem Weltbild.

Von Ihrem.

Mit freundlichen Grüßen

— eine Tochter, die nicht für Sie spricht, sondern für sich selbst.